

Im Heidedorf.

Roman von A. von der Elbe.

(11. Fortsetzung.)

Wie neu, wie köstlich erquickend wirkte dieser Frühlingstag auf Marie, ganz anders, als da sie zu Anfang der Woche gekommen war. Ihr schien, als sei dies eine verstaubte Welt.

Beermanns fuhren auf einem ähnlichen, grün gestrichenen Stuhlwagen voraus, und Marie sah oft, wie lustig Heinrich seine Peitsche schwenkte. Die Verwandten stiegen am Pfarrhaus ab, während die Wagen zum Ausspannen in den Krug des Besiedlers fuhren.

Die Pastorin, Fedor und seine kleine runde Schwester Anna empfingen die Gäste; der Pastor ließ sich vor dem Gottesdienst nicht sehen, um die Zerstreung zu vermeiden. Marie, die unbekannte Verwandte, von der Fedor mit warmer Teilnahme gesprochen, wurde herzlich begrüßt.

Frau Trina Beermann brachte der Base Pastorin eine frische Kalbssteak, und Marie hatte für sie einen Korb voll Eier, das war alles gut im Haushalt zu gebrauchen. Nach freundlichen Geben und Nehmen zogen sie alle zur Kirche.

Pastor Kruse, ein würdiger Mann in mittleren Jahren, in der Erscheinung an seinen Onkel Dietrich erinnernd, sprach schlicht und zum Herzen bringend, und der ganze Gottesdienst verlief, unter einer aufmerksam lauschenden Gemeinde, in erhabender Weise.

Marie meinte, sie sei noch nie so anständig gewesen wie hier. Es berührte die ganze Feier viel persönlicher und vertraulicher als in der großen Stadt, wo Geistlicher und Gemeinde sich weniger nahe fanden. Nach dem Gottesdienst fanden sich auf dem Kirchhof zwischen den eingesunkenen Gräbern die Leute zu kurzer Begrüßung zusammen.

Auch zur Pastorin trat diese und jene Frau mit einer Frage oder einem Anliegen heran. Endlich kamen alle Verwandten im großen Wohnzimmer des Pfarrhauses zu einem einfachen Frühstück zusammen. Anna besorgte in hausfräulicher Geschäftigkeit die Gäste, während Lisbeth, hübsch anzusehen, sich gern bedienen ließ. Auch Marie griff mit zu und fühlte sich ganz heimlich.

Als Heinrich ging, das Anspannen zu befehlen, sagte Fedor zu Marie, er wolle ihr den Garten zeigen, und sie schritten den Mittelweg entlang.

Der junge Kandidat sollte als Bittar bei einem älteren Geistlichen, der hinter Lüneburg eine Patronatspfarre inne hatte, eintreten und mußte morgen abreisen. Im Gehen fragte er seine Begleiterin teilnehmend: „Wie gefällt es dir beim Großvater? Kannst du dich auf dem Lande eingewöhnen?“

„Sehr gut! rief sie freudig. „Mir ist, als umschwebt mich hier meiner Mutter Geist, und Tante meint, daß ich alle Arbeit, die hier dazu gehört, leicht lerne.“

Sie sprachen dann von der Kirche, und Marie meinte, sie fühle sich weit inniger erbaut als in der Stadt.

„Ich wünsche mir auch als späteren Wirkungskreis eine Pfarrei auf dem Lande,“ erwiderte er. „Schlichte Frömmigkeit, wie sie uns das Herz eingibt, die nicht fragt und deutelt, die nicht klüger sein will, als Millionen andere, und die sich mit bescheidenem Wiederhören paart, findet man am meisten unter unseren Bauern.“

„Ja, Fedor, und Großvater ist der beste.“

„Da hast du recht.“

Sie fanden am Ende des Gartens und hatten einen schönen, freien Ausblick vor sich. Hinter einem von Schilf umkränzten Wasserspiegel, auf dem sich Enten im Sonnenschein tummelten, erstreckte sich die Viehweide des großen Bauerngehöfts, das zur Seite lag. Kühe und Pferde lüchelten hier einträchtig ihr frischgrünes Futter. Dahinter felder geradlinig in verschiedenen Färbungen, und in der Ferne dunkle Waldstreifen hintereinander, die Himmelsbläue von der Erde trennend.

Die beiden jungen Menschen fühlten sich von der Schönheit des Frühlingstages ergriffen.

Fedor begann wieder: „Sollte man es für möglich halten, daß es auf unserer herrlichen Erde so viel Kampf und Reid und Mißvergnügen gibt? Eigentlich müßte man annehmen, daß Christen, denen so viel Gutes beschieden ward, sich bescheiden in Liebe und Dankbarkeit daran erfreuten.“

„Aber sage mir, woher kommt denn nur so viel Elend und Unglück in die Welt?“

„Von dem menschlichen Unverstande, liebe Marie, und von der allen Menschen innewohnenden Selbstsucht. Jeder möchte genießen, sich das Leben so angenehm machen wie möglich, aber weil er den rechten Weg dazu nicht erkennt, wühlt er den Falcken und stößt sich und andere braun und blau.“

Hinrich trat ungestüm ein und rief die Wagen seien da.

Der Aufbruch erfolgte, und, die Seelen erfüllt von den verschiedensten Eindrücken und Gedanken, fuhr man heim.

14. Kapitel.

Hinrich ließ sich einige Zeit nicht auf Großvaters Hof sehen, unmutig über er seine Arbeit. Ebenso topfhängerisch ging Lisbeth umher.

Die Bestellung des Ackers drängte jetzt. Die drei Brüder Beermann waren mit Rnecht und Jungen und allen sechs Pferden täglich draußen, um zu pflügen, zu eggen und zu säen. Im ganzen Dorfe herrschte geschäftiges Treiben. Es schien, als seien zugleich mit der Natur diese ihr so nahe stehenden Menschen aus dem Winterschlaf erwacht.

Auch der alte Dietrich Kruse bestellte mit Peter sein Land; ihm war's immer eine rechte Freude, wenn die Feldarbeit anging, und es blühte ihm, als werde er allemal wieder jung, wenn er den ganzen Tag in der frischen Luft zu thun hätte.

Rite nahm eine große Frühjahrswäsche vor, man konnte jetzt so schön bleichen, und sie freute sich, an Marie eine tüchtige Hilfe zu haben.

Die Bäume fingen allmählich an zu blühen, die Butterblumen waren da, gelbe Gosseln weideten im Grasgarden, und die ersten Rillen kamen aus. Nun war ja auch der Mai da, der Monat, in dem ein großes freudiges Werden durch die in dieser Gegend spät erwachende Natur geht.

Marie stand auf der Diele mit Zette am dampfenden Waschfaß, während die Tante am Herde das Mittagessen besorgte. Es war ihr noch nicht gelungen, vertraulich mit Lisbeth zu reden, so gern sie auch das Fedor gelegene Verprechen halten wollte. Es schien, als weiche die Base ihr aus, vom anfänglichen Entgegenkommen war keine Spur mehr. Es mochte wohl in der eiligen Arbeitszeit liegen, sie hatten jetzt ja auf beiden Höfen alle Hände voll zu thun. Marie war einige Male Abends mit Großvater oder Tante zu Beermanns gegangen, hatte Hinrich aber nicht gesehen. Er, der in der ersten Zeit oft dagewesen, war seit Sonntag fortgeblieben. Seine Brüder kamen doch manchmal, weshalb ließ er sich nicht sehen?

Großvater kam nach Hause, er ging an den Brunnen, um sich zu waschen, und Peter brachte die Pferde in den Stall.

„Könn't bald aufhören,“ rief Tante Rite, „das Essen ist fertig.“

Aber da waren noch ein Duzend Stühle durchzuwaschen, und Marie sagte zur Magd, sie wolle sich spülen, die Wanne erst leer zu schaffen.

Da that sich die kleine Seitenthür auf neben dem Waschplatz, und Hinrich trat hastig herein.

Er begriff selbst nicht, daß er da war, hatte er sich denn nicht Sonntag gelobt, ihr aus dem Wege zu gehen? Was wollte er hier? Ganz in Gedanken, aus alter Gewohnheit, war er hergelaufen, wie er eben vom Felde kam, und nun stand sie da am Waschfaß und sah ihm mit ihren großen, blanken Augen freundlich entgegen.

Und sie, sie freute sich, daß er wieder da war. Es war doch ganz natürlich, daß er Großvater besuchte, daß er ihren Weg den Hof betrete, oder es lasse, war ihr noch nie in den Sinn gekommen.

„Na, tüchtig bei der Arbeit? fragte er und trat zu ihr heran.“

Er stand da, wie er vom Säen kam, der leere Saß hing ihm noch um die Schultern, sein frautes Nodenhäut klebte auf der braunen Stirn. Es war eine schwere Arbeit, stundenlang in gleichmäßigem Schritt durch den losen Acker zu schreiten und mit starkem Arm, in kräftigem Schwung, das Saatort auszumessen. Feix und müde war er geworden, aber er machte sich nichts daraus. Der Boden klebte an seinen dicken Stiefeln, das Hemd war am breiten Sonnenrothen Halstener loder zugebunden, er duftete nach dem Erdboden, nach Frühlingsluft und Gesundheit.

Sie blickten sich ein paar Sekunden in die Augen und spürten ein dunkles Gefühl, als hätten sie sich noch nie so recht angesehen.

Eine kleine Verwirrung überwindend, erwiderte sie: „Glaubst du, daß du allein fleißig bist? Sie begann wieder die Hände zu rühren.“

Sein Blick haftete auf ihren festen weißen Armen; da sie genötigt war, lange Ärmel zu tragen, zeichneten sich die gebrauchten Hände auffallend von den fast bis zur Schulter entblößten weißen Armen ab. Eine unläudige Lust packte ihn, seine Hand um diesen runden, weißen Oberarm zu legen, und ehe er sein Begehren sich recht klar gemacht, umklammerten die fünf braunen Finger seiner starken Hand des Mädchens weichen Arm mit festem Druck.

Erstarrten und heiß erröthend, sah sie zu ihm auf.

„Ich kann doch meine Base mal anlassen!“ sagte er trotzig.

Sie hob ein nasses Waschtüch und schlug es ihm mit aufblitzenden Augen um die Ohren. Ackerlich rief sie: „Und ich kann meinen Vetter doch mal waschen.“ Die kleine Magd quiekte vor Vergnügen.

Er troff und sprudelte vom heißen Seifenwasser und wuschte sich das Gesicht mit dem Handrücken.

In diesem Augenblick trat der Großvater heran. „Läßt dich auch mal

sehen, mein Jung? Aber ich weiß, hast tüchtig Arbeit, wie wir alle. Wieviel Morgen hast du schon ausgeführt?“

„An die zwanzig, Großvater.“

„Nu wird's aber Essenszeit. Mutter wartet zu Haus, grüß sie.“

Hinrich suchte noch einen Blick von Marie aufzufangen, sie sah aber auf ihre Wäsche nieder.

Als er hinaus war, trocknete sie sich die Hände, band eine reine Schürze vor, strich sich übers Haar, und dann legten sie sich alle zum Mittagessen nieder. Das Mahl wurde meist schweigend verzehrt, waren sie doch alle müde von der Arbeit und hungrig.

Marie merkte heute nichts von dem, was um sie her vorging, mechanisch führte sie den Löffel zum Munde. Ihre Gedanken lebten immer wieder zu der kurzen Begegnung mit Hinrich zurück. Theils freute sie sich, ihn abgetrumpft zu haben, theils that er ihr leid. War ihm die scharfe Lauge auch in die Augen gedungen? Das bißelte arg. Ob er ihr böse war? Sie hatte ihn gar nicht mehr ansehen mögen, etwas wie Beschämung war über sie gekommen. Aber Strafe mußte sein. Welche Dürbheit, welche Keckheit, sie so anzupacken. Sie konnte so was nicht leiden.

Die Wäsche hatte einige Tage in der Bleiche gelegen, war fleißig begossen und vom Hofstunde benetzt worden. Nun meinte Tante Rite, es wäret da noch Spinnennetze und Stellen von abgefallenen Blüten, die mühten noch einmal durch recht heißes Wasser.

Marie stand am Herd und hob den Kessel mit kochendem Wasser, um das Zeug zu überbrühen, das durdgewaschen im Tubbten lag. Da kippte der Kessel, und ein starker Schuß der glühendheißen Flüssigkeit strömte über ihre linke Hand, so daß sie vor Schmerz aufschrie.

Die Tante sprang herzu, Zette nahm ihr den Kessel ab, und Marie hob jammernd die verbrühte Linde, über die sich große Blasen hinzogen. „Armes Ding!“ rief Tante Rite, „geh gleich mal zu Trina, die ist ein ganzer Doktor, die weiß für so was am besten Rath, aber ein bißchen heiß ist auch.“

Es wurden geriebene Kartoffeln auf die Hand gelegt, die kühlten und linderten.

„Hier ist noch so viel zu thun, Tante.“

„Die Arbeit machen wir schon allein, Marielen, du kannst ja doch nicht mehr zusehen. Leg dies Tuch um deine Hand.“

Da ging Marie mit einem selbstamen Gefühl von Bellemung nach Beermanns Hof hinüber.

Es war heute das erste Mal, daß sie allein das Anwesen betrat. Die Hunde kannten sie schon und kamen wedelnd heran, sie aber lebte einen Augenblick am offenen Thor und ließ den Blick umherschweifend.

Ihr fiel jetzt erst ein, daß hier ihre liebe Mutter geboren und daß sie von hier entlossen sei. Wie sie das nur getrennt hatte! Unter diesen alten Eichen, die sich eben mit gelbem Grün überzogen, war die kleine Dorette groß geworden. Welch schöne, ehrwürdige Heimath!

Marie fühlte, daß auch ihr dies Dörfchen seine Heimath geworden sei. Vielleicht als Erbe der Todten? Oder als Trost und Zuflucht? Der dritte Stod in Goldammer's Hause, in der unruhigen Leipziger Straße, wo sie ihr junges Leben zugebracht und kürzlich schwer gelitten hatte, flöste ihr nicht das Gefühl ein, dort hinzugehören und dahin sich arbeits zurückziehen zu müssen. Im Gegenteil, mit Schred dachte sie an das Vaterhaus, aber hier wünschte sie zu bleiben, hier fühlte sie sich wohl und geborgen, hier in der Heimath ihrer Mutter.

In der Mitte auf dem weiten Hofe stand das alte Bauernhaus; wie manche seiner Bewohner mochte es schon überdauert haben! Der ganze Bau, mit dem gebrauchten Gebälk und dem dorstpiegelnden Giebel, wie selbstsam verschieden von allen Häusern der großen Stadt. Die rohgeschliffenen Pferdeköpfe darauf hatte Großvater ihr als Niederladens Wahrzeichen gedeutet. Das gewaltige, mit Moos überzogene Strohdach, die nachgebunkelten Dachziegel der Wände, das zurücktretende Dielenthor und die anderen vertretend liegenden Bausteine umfaßte sie mit liebevollem Blick. Es war alles viel geräumiger und statlicher als beim Großvater. Adergeräth stand auf dem Hofe und Vieh trieb sich umher. Im Tümpel der Kuhle schnatterten Gänse und Enten, auf dem prächtigen Hahn und trachte, sein Hünervolk scharte am Düngerplatz, und junge Ferkel schnüffelten umher. Sie ging ins Haus.

Die Viehställe zu beiden Seiten der Diele waren leer, die Kühe auf der Weide, die Pferde zur Arbeit. Trina schaffte am Herde.

„Sieh nur, Tante,“ sagte Marie und wies der Frau die Brandblafen an. „Ach, du arme Deern! Na sei man zufrieden, komm in die Stube, habe da 'n schönes Mittel. Brenn wohl grüßlich!“

In der Stube sah Lisbeth am Fenster und nähte ein Mannshemd. Marie ging zu ihr heran. „Warum besuchst du mich nicht mal?“

„Wir haben immer zu thun.“ Lisbeth wandte den Kopf und sah zum Fenster hinaus. Ihre Mutter legte ein kühnendes Del auf die Brandblafen, gab unter Verhaltungsmregeln

der Richte ein Fläschchen und ließ zuhül zu ihrer Arbeit.

„Darf ich mich etwas zu dir setzen, Lisbeth?“

„Bitte.“

Marie nahm einen Stuhl. „Hast du keine Nähmaschine? Ich habe zu Hause eine von meiner Mutter, die alles für uns und auch für andere nähte.“

„Mutter findet eine solche häßliche Mode bei uns überflüssig. Ich soll nur selber meine Hände rühren.“

„Weshalb hilfst du nicht drauhen?“

„Weil ich nicht mag.“

„Hör mal, Lisbeth, da ist einer, der sich ketrübt, daß du nicht besser deine Pflichten thust.“

Das Mädchen fuhr dunkelroth auf. „Wer ist das?“

„Unser Vetter Fedor.“

„Hat er dir das am Sonntag gesagt, als ihr so lange im Garten wartet?“ Sie lachte athemlos.

„Ja, erst sprach er schöne, fromme Worte und dann hat er, ich soll mich zu dir halten, was ich ja gern thue, wenn du nur willst.“

„Und darauf gabst du ihm die Hand?“

Marie bejahte.

Ein Aufleuchten ging über Lisbeths feines Gesicht, und sinnend erwiderte sie: „Er hat mir auch viele gute Lehren gegeben, aber — ich kann und will kein Bauernweib werden. Nein, ich will nicht! Aber dich, wenn du es gut mir mit meinst, dich will ich lieb haben.“ Du bist doch anders als die hier.“

Sie sprang auf und warf ihre Arme Marie um den Hals. Die beiden Mädchen hielten sich eng umschloß und fühlten sich in herzlicher Freundschaft verbunden.

„Man muß aber doch zugreifen, Liebs,“ begann Marie wieder. „Sieh, ich habe in der Stadt alles allein gethan, wir konnten nie ein Dienstmädchen halten.“

„O, das wollt ich gern; ich kochte auch manchmal. Wenn ich eine nette Küche hätte, wie sie sie im Pfarrhaus haben, und eine kleine Wirtschaft, wollte ich vom Morgen bis zum Abend rühren, aber Bauernarbeit mag ich nicht.“

Lisbeth wurde abgerufen, und Marie ging. Sie trat vor der Thür Lotte, die in einem kleinen-Trog Grünzeug badete und stampfte.

(Fortsetzung folgt.)

Peking-Paris per Auto.

Kühne Automobilfahrer haben das Wagnis einer Fahrt von Peking nach Paris unternommen. Es liegen jetzt interessante Berichte darüber vor. In der Mongolei erreichte das Erscheinen des ersten Automobils bei der einheimischen Bevölkerung überall Neugierde. Von Urga aus hatte sich die Kunde schnell weit im Umkreis verbreitet. Der Bevölkerung des Zulusalt hatte sich eine große Erregung bemächtigt und sie strömte haufenweise im Hofe der russisch-chinesischen Botschaft zusammen, wo die geheimnisvolle Maschine zu schauen war. Auch der Tartarageneral, der die chinesische Garnison befehligt, verläumtete nicht zu erspähen. Er erkundigte sich, ob die Europäer eine auf Automobilen fahrende Truppen hätten und war von der vermeintlichen Antwort sehr befriedigt. Der chinesische Gouverneur hat sogar um die Günst, eine Spazierfahrt im Automobil machen zu dürfen. Das gab einen höchst sonderbaren Aufzug. Der Gouverneur erschien in seine buntsiedenden Prunkgewänder gehüllt und bestieg würdevoll das Automobil. Hinten pendelte verträglich sein Pöpslein. Dann kamen Soldaten, Hirten und andere Reiter, umgaben das Automobil und unter wüstem Geschrei setzte sich der Zug in Bewegung durch die Straßen der Stadt. Manches Hof trug zwei Reiter. Eine vom russischen Comite in der russisch-chinesischen Botschaft veranstaltete Festlichkeit beschloß den Aufenthalt in Urga.

Dann ging die Fahrt weiter. Vorbei an dem heiligen Berg Bogdo-ola und dem Grabmal Tschinggis-Chans, des Gründers des ersten Mongolenreiches. Aber die 200 Meilen, die die Automobilisten von Urga bis nach Kjachta, der ersten Stadt auf sibirischem Boden, zurückzulegen hatten, stellten ihre Geschicklichkeit und ihre Ausdauer auf die härteste Probe. Sie waren noch im Angesichte Urgas, als das Automobil sich auf die linke Seite neigte und nach hinten zu in einem Sumpf versank. Das rechte Hinterrad drohte zu zerbrechen; alle Anstrengungen, durch die Kraft des Motors sich aus dem Morast herauszuarbeiten, waren vergeblich. Aus den nahegelegenen Hütten kamen die Bewohner neugierig herbei, konnten aber nicht helfen. Endlich zeigte sich eine Karawane, die auf Ochsenkarren Holz beförderte. Die mongolischen Führer waren gern zur Hilfe bereit. Sie luden die Stämme ab und benutzten sie als Hebel. Drei Stunden arbeitete man mit großer Anstrengung. Endlich, als man drei Ochsen mit Seilen vor die Maschine gespannt hatte und ein Haufen herbeigelegten Holzes freiwillig mitwirkte, konnte man das Automobil nach hinten aus dem Sumpf ziehen.

Da keine Straße vorhanden war, mußten die Fahrer die Richtung mit dem Kompaß suchen. Jetzt ging es über einen Hügel, der auf der andern Seite abschüssig war, daß die Bremsen nicht ausreichen schien, die Maschine zu halten, und diese jeden Augenblick in den Abgrund zu stürzen drohte. Dann galt es wiederum, durch große Blöcke, die auf dem Wege lagen, geschickt hindurch zu steuern. Am Nachmittag geriet es dann wieder in einen trügerischen forsartigen Sumpf und zwar diesmal so tief, daß die Räder der Räder, der Benzinbehälter und der feine Differential-Mechanismus im Schlamm steckten. Jetzt schien die Lage der Reisenden fast verzweifelt. Sie befanden sich allein in der riesigen Ebene, inmitten der Binsen, Trisbüsche und Sumpfpflanzen, keine menschliche Hilfe war nahe. Sie vermindern die Belastung des Automobils, aber es verfrucht immer mehr. Sie suchten die Räder durch Graben zu befreien, aber immer wieder verschwinden diese im Schlamm. Schon legen die ermüdeten Reisenden verzweifelt die Werkzeuge aus der Hand und wollen sich zur Ruhe ausstrecken, da kommt ein Zug eines auf der Wanderung begriffenen Mongolenstammes. Der Führer ist im Zweifel, ob er die Rettung unternehmen und sich den verheißenen Lohn von 50 Rubeln verdienen kann. Unterdeß kommen einzeln viele andere Reiter an. Sie schleppen vom Sattel aus Baumstämme hinter sich her und treiben Ochsen heran. Endlich, nach vier Stunden, ist die Maschine etwas gehoben, sie bewegt sich, schwebt. Dann werden die Ochsen vorgespannt, der Motor angelassen, das Getriebe erschredt die Thiere, sie ziehen an, was das Zeug hält, und bringen das Automobil auf's Trockene. Die Mongolen fühlten es dann aus der sumpfreichen Ebene heraus in das Hügelland von Daturbada. Es war eine poetische Fahrt durch die vom Mond beschienene Landschaft mit den Mongolenreitern, die ihre Lanzen schwingen.

Am nächsten Morgen wurde die Reife vorsichtig wieder aufgenommen und man erreichte den 1000 Fuß breiten Iro-Fluß. Da man kein Holz zum Bau eines Floßes fand, so mußte man die Maschine demontieren und von Ochsen durch das Wasser tragen lassen. Das dauerte zwei Stunden und auch hier zeigten sich die Mongolen freundlich und hilfsbereit. Noch andere Schwierigkeiten erwarteten die Reisenden. Bei den Höfen von Tzibit wurden sie durch große Sandblöcke aufgehalten und mußten die Straßen mit Hacken säubern. Bei Njachtä überraschte sie ein schlimmer Sandsturm, der das Automobil fast unzuwehen drohte. Am Abend kamen sie dann in Njachtä an, über und über mit Schlamm und Staub bedeckt, todmüde, aber froh über den schönen Sieg und von den russischen Behörden freundlich begrüßt.

Von Njachtä ging die Reife regelmäßig vor sich. Unter strömendem Regen fuhr man, die Stadt schlief noch. In Troizkoffsk machten die Bewohner eben die Fensterläden auf. In den verlassen Straßen sah man nur die und da die Kofatengruppen, die ihre Pferde trankten. Dann ging es durch eine Landschaft, die schon die Anfänge europäischer Kultur dritth: primitive Straßen, an denen in Abständen rote russische Poststationen stehen, Windmühlen auf den Hügeln, niedrige trockenartig gespannte Postkutschen, deren Insassen neugierig das Automobil musterten. In den Dörfern, die um die Kirchen mit ihren grünen Kuppeln liegen, stehen die Kinder und Thiere erschredt vor dem dahinfahrenden Ungeheuer. Alles ist schon ganz russisch; als das Automobil über die Selenka bei Njoi Seleninsk auf eine große Kuberbarte gefahrt wird, kommt das erste Dampfschiff in Sicht. Abends um 6 Uhr sehen die Reisenden von einem bewaldeten Hügel aus die weißen Häuser von Werdne — Überst an der transsibirischen Bahn. Von hier aus werden sie über den Baikalsee nach Irkutsk, der Hauptstadt von Ostsibirien, zu kommen suchen.

Die Romanschreiberin Marie Cozzelli hat auf das stärkere Geschlecht atermals einen heftigen Angriff verübt. Das geschieht den Männern ganz recht. Warum hat sie niemand gehorhet und auf andere Gebanten gebracht!

Trotz der größten Anstrengungen des staatlichen Arbeitsnachweisesamtes und der Farmer von Kansas herrscht dort immer noch ein beängstigender Mangel an Erntearbeitern. Haben die Herrschaften schon ihr Glück mit Trading Stamps versucht?

Der Hannoverische Anzeiger berichtet von einem Madonnen: „Das Stundenmarch Rosenlöcher — Dresden und Keilwerth-Blauen ergab einen Sieg des Dresdners, der in der Stunde 71,850 Kilometer zurücklegte.“ Die Sachen sind nicht bloß helle, sondern auch schnelle.

Ein Yankee, der zur Bewunderung eines Echos in England aufgefordert wurde, sagte: „Ihr scheint mir von Echos in diesem Lande überhaupt nichts zu verstehen. In meiner Sommerresidenz in den Rocky Mountains dauert es acht Stunden, bis Ihr das Echo Eurer Stimme hört. Wenn ich zu Bett gehe, stecke ich den Kopf zum Fenster hinaus und rufe: „Zeit zum Aufstehen!“ und das Echo weckt mich am nächsten Morgen.“